

Der Atheist

Eine merkwürdige Begebenheit von Eugen Szatmari

Der junge Dichter, der so arm war, daß er die sprichwörtliche Kirchenmaus bei weitem übertraf, rief den Oberkellner. Er wollte zahlen das heißt, er wollte jenes Zauberwort aussprechen, das ihm in dem Café schon seit langen Monaten das Leben ermöglichte. „Aufschreiben!“ wollte er sagen.

Der junge Dichter, der ein überzeugter Atheist, doch eine lyrische Seele war, voll tiefer Empfindungen und hochschwebender Gedanken, aber leider stets frei von jeglichem Silber und auch von jeglichem Papier, lebte schon geraume Zeit von diesem Zauberwort, das für ihn alltäglich eine Schale Melange, zwei bis drei Kuchen und einige Zigaretten bedeutete. Er konnte dieses Wort mit einer geradezu unbeschreiblichen Anmut aussprechen, ja, mit einer Verwegenheit, als wäre er sehr erbost darüber, daß er jetzt wegen einigen Hellern Schulden machen müsse, nur weil der Oberkellner nicht imstande sei, ihm einen Tausender zu wechseln.

So wollte er auch dieses Mal das Zauberwort aussprechen, als der Oberkellner sonderbar lächelnd vor ihm stand. Bevor er aber auch nur ein einziges Wort hatte sagen können, sprach der Oberkellner:

„Ich weiß schon, Herr. Aufschreiben wollen Sie sagen. Es ist aber ganz überflüssig, daß Sie das sagen. Ich schreibe es sowieso nicht mehr auf. Den Herren zähle ich schon mit in die Regie, wie die Abendblätter und die Streichhölzer. Ich weiß ja, der Herr hat kein Geld. Sie sollen sich gar nicht genieren — bei mir können Sie jeden Tag Ihre Schale Melange und Ihre Zigaretten haben . . . Nur bares Geld gebe ich nicht“

Der Dichter taumelte vernichtet aus dem Café. Die Worte des Oberkellners haben ihn tief verletzt. Er hatte ja wirklich kein Geld. Er konnte es aber dennoch nicht vertragen, daß ihn der Oberkellner geradezu wie einen Bettler behandelte. Warum auch denn? Er würde ihm seine Schuld gewiß sofort zurückzahlen, wenn er Geld hatte . . . Und er richtete sich hochmütig auf und beschloß, das Café nie mehr zu betreten.

Der Entschluß war aber leichter zu fassen, als durchzuführen. Denn jetzt, da ihm das bequeme Stammcafé verschlossen war, mußte der Dichter den dornenvollen Weg der Zechprellerei betreten. Er empfand ihn zwar umständlich, aber durchaus nicht als ein Verbrechen. Täglich schlich er sich aus einem anderen Café, nachdem er sich vorsichtig überzeugt hatte, daß der Oberkellner in die Küche gegangen sei. So ging das tagelang, wochenlang. Aber eines schönen Abends war auch diese Herrlichkeit zu Ende. Die scheinbar zahllosen Cafés der Stadt waren erschöpft, und der Dichter traute sich nicht, nochmals ein Café zu betreten, aus dem er sich bereits einmal so ohne Aufsehen entfernt hatte.

So kam der heilige Abend. Ein trauriger Heiligabend. Der Poet saß in seiner Bude und wußte weder ein noch aus. Er besaß keinen roten Heller, und der Magen verlangte bereits stürmisch seine Rechte. Dazu wußte er in der ganzen Stadt kein einziges Café mehr, das er hätte aufsuchen können. Er befand sich in einer ganz verzweifelten Lage, und er ahnte, daß er heute noch, an diesem heiligen Abend, von einem Unheil getroffen werden würde.

Er kleidete sich an, ganz leise, weil er fürchtete, seine Wirtin könnte merken, daß er zu Hause sei, und sie würde ihn dann gleich mit der üblichen, stets erfolglosen Frage nach der Miete bestürmen. Dann tastete er sich vor-